

Privatmittagsstisch wird gesucht.

Humoreske von Adalbert Lottke.

Gut situirter, unverheiratheter, ge- bildeter Herr in mittleren Jahren sucht Privatmittagsstisch in kleinem, anstän- digem Haus.

So stand in der Sonntagsnummer des verbreitetsten Lokalblattes der Residenz zu lesen, und schon an an- deren Tage hatte ich über 50 Offerten in der Hand.

Das Restaurationsessen stellte mich an und nur mit Widerwillen brachte ich ein paar Bissen über die Lippen.

Was Wunder, daß ich zusehends ab- magerte und meiner gänzlichen Auf- lösung in nicht zu ferner Zeit ent- gegen sah!

Heirathen? Nein, das war durchaus nicht nach meinem Sinn. Ich stand im besten Mannesalter, war gesund, hatte eine glänzende botirte Stellung und gedachte, mich noch recht lange des irdischen Lebens zu freuen.

Heirathen? Nein, das wollte ich nicht. Ich hatte in zu viel unglückliche Ehen hineingeblickt, und fast alle Ehe- männer, die ich kannte, begien den stillen Wunsch, ihrer Fesseln wieder ledig zu werden.

Es waren da ganz merkwürdige Schriftstücke. Junge Wittwen, welche in dem Suchenden einen verlässigen Heirathskandidaten witterten, bo- len mit Anpreisung ihrer hausfrau- lichen Tugenden ihre tollkühnen Ge- nüsse an.

Manche fogar offenbarten mit rührender Offenbarkeit ihre Ver- mögenverhältnisse, um auf diese Weise einen Räder auszuwerfen.

Die originale Fassung einer Of- ferte aber reizte mich, die Dame schrieb:

„Mein Herr! Ich stehe allein, bin Wittwe, glückliche Wittwe. Denn ich habe eine sehr unglückliche Ehe geführt. Und daher habe ich mich geschworen, niemals wieder zu heirathen, verstehen Sie wohl, mein Herr? Niemand! Sie haben also kein Aentat von meiner Seite zu fürchten.

Wenn ich mich auf Ihr Gesicht melde, so geschieht es ledig- lich, weil ich einen guten Happen zu essen gewöhnt bin und weil es zu zweien besser schmeckt und es sich auch billiger stellt, als wenn ich für mich allein luche.

Wenn Sie es also ein- mal mit mir versuchen wollen, so kommen Sie am nächsten Mittwoch um 4 Uhr nach der Siegesstraße. Ich werde schwarz gekleidet sein und eine rothe Nase in der rechten Hand tra- gen.

Ich gebe Ihnen vorläufig noch nicht Namen und Wohnung an, weil ich Sie doch zunächst erst kennen lernen will, um beurtheilen zu können, ob ich Sie für würdig befände, Sie in meinem Haushalt als Kostgänger aufzunehmen.“

Nachdem ich diesen Brief gelesen, war ich entschlossen, die er Offerte zu- nächst näher zu treten. Die mit Ent- rüstung abgegebene Versicherung, daß sie eine Eheföndin gleich mir sei, be- ruhigte mich wesentlich und sicherte ihr meine volle Sympathie.

Am dem bezeichneten Mittwoch wan- derte ich somit nach der Siegesstraße, begierig, diejenige kennen zu lernen, welche mir in so verlockender Weise und ohne hinterlistige Nebenabsichten einen guten „Happen“ in Aussicht ge- stellt hatte.

Es war fast noch eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit, und ich war darauf gefaßt, noch eine gute Weile auf die Briefschreiberin warten zu müssen, denn allzu große Pünktlichkeit ist nicht gerade die Haupttugend des schönen Geschlechts, wie ich auf Grund trüber Erfahrungen wußte.

Aber nein, stand da nicht eine schwarz gekleidete Dame mit einer ro- then Nase in der Rechten? Aller- dings! Also hatte sie es ebenso eilig, mich kennen zu lernen, wie ich sie, Das schmeichelte mir und ich nahm daher keinen Anstand, mich ihr lang- sam zu nähern.

Je näher ich ihr kam, desto ange- nehmer war der Eindruck, den sie auf mich machte. Es war in der That eine reizende, ansehende Person. Noch jung, etwa dreißig, gesundes, frisches Gesicht, blaue, lustig und unbefangene in die Welt blickende Augen, ein rei- zendes, kleines Stumpfnäschen, kurz- um, ein liebliches, verführerisches Ge- schöpf. Und dann: diese einfache und doch destinguirte Toilette! Da lag Chic, da lag Schneid drin!

Mein Fuß stockte. „Alexander,“ warnte mich eine innere Stimme, „gehe nicht weiter, es ist eine Falle, die man dir gestellt hat. Die sieht nicht aus, wie eine Männerföndin. Fliehe, noch ist es Zeit, noch bist du frei!“

Und diese Stimme dröhnte so war- nend an mein Ohr, daß ich in der

That den Fuß wandte, um mich seit- wärts in die Büsche zu schlagen. Aber sollte ich feige zurückweichen, ich, der ich so lange den Lockungen des weib- lichen Geschlechts erfolgreich wider- standen? Nein, nun gerade nicht, ich wollte zeigen, daß ich fest, daß ich überwindlich sei: daß ich des Na- mens, den ich trug — man nannte mich „Alexander den Großen“ — würdig sei.

Und da traf mich wieder das lieb- reizende, bezaubernde Lächeln, es grüßte mich, als hätte die Schöne mich erwartet. Durfte ich jetzt noch umkehren? Nein, das wäre nicht nur feige, das wäre ungezogen gewesen. Und ich war doch ein Mann von guter Erziehung!

Somit trat ich kurz entschlossen auf sie zu, nannte meinen Namen und sagte: „Gnädigste haben mir geschrie- ben?“

„Allerdings, mein Herr und ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

„Wie hätte ich einer so liebenswür- digen Aufforderung widerstehen kön- nen!“ entgegnete ich galant.

„Mein Herr, wir wollen uns doch keine Komplimente sagen, wir wollen uns kennen lernen.“

„Allerdings! Das ist auch mein Wunsch, Gnädigste! Wäre es Ihnen recht, wenn wir die Siegesstraße be- sichtigten? Wir haben dort eine her- zliche Aussicht.“

„Das ist eine reizende Idee!“ klatschte sie lustig in die Hände. „Ich habe mir schon lange gewünscht, da einmal hinauszuklettern.“

Und lustig ging sie voran, und wir kletterten.

Ich hatte Gelegenheit, ihre schmei- dige schlante und doch wohl geformte Gestalt zu bewundern. „Ein feines Weibchen!“ sagte ich mir im Stillen. Aber wieder erhob sich die warnende Stimme in mir: „Alexander, hüte dich, bleibe fest! Fliehe dich zurück. Führe in deinem Restaurant weiter, dort bist du deinen Ansehungen aus- gesetzt.“

Zu spät! Zu spät! lachte ich die Stimme meines Gewissens zu beru- higen.

Nachdem wir eine große Anzahl Stufen hinter uns hatten, machten wir Halt. Eine Bank lud uns zum Ausruhen ein. Wir mußten uns doch ein wenig „verpuffen“.

Ich nahm diese Pause wahr, um als praktischer Mann auf den Zweck uneres Zusammenkommens zu spre- chen zu kommen. Ich fragte sie daher, welche Küche sie führe und welche Ge- richte sie bevorzuge.

Sie sah mich einen Augenblick ganz verblüfft an, dann sagte sie lachend: „Sie sind praktisch, mein Herr! Sie sagen sich, eine Frau, die nicht gut zu kochen versteht, kann auch keine gute Hausfrau sein. Mein verstorbener Mann sagte auch immer: Die Viebe geht durch den Magen. Nirgends hat es ihm so gut geschmeckt wie bei mir. Und glauben Sie mir: Ihnen würde es bei mir auch schmecken. Ich bin Dispreuflin, die kochen betänzlich sehr gut.“

„Dispreuflin? Das habe ich mir, nach Ihrem Dialect zu urtheilen, gleich gedacht. Auch ich bin Dispreu- und schwärme für unsere heimathli- chen Gerichte. Dann kochen Sie wohl auch Königsberger Fied?“

„Aber natürlich!“ rief sie lachend. „Und graue Erbsen und Neulchen mit Sped! Und Sauerampferpuppe und alles, alles, was Sie nur wollen!“

„Großartig, großartig! Nein, wie ich mich freue, daß wir uns getroffen haben!“

Sie blickte mich wiederum ganz er- starrt an. Aber das Essen ist allein es doch wohl nicht, was Sie zu mir hinsieht? Man muß sich doch erst kennen lernen.“

„Werden wir auch? Sie sind eine reizende kleine Frau, die mir fast ge- fährlich werden könnte, aber ich habe meine Grundfeste. Und ich — gefalle ich Ihnen denn auch einiger- maßen?“

„O, Sie könnten mir schon gefal- len. Es fragt sich nur: Was haben Sie für eine Lebensstellung? Welches Einkommen haben Sie?“

„Lebensstellung? Einkommen? Wie meinen Sie das?“

Sie blickte verlegen erröthend zur Erde. „Nun, ich meine, Sie müßten doch eine gewisse Sicherheit ...“

„Sicherheit? Ich lachte laut her- aus. „Selbstverständlich zahle ich jedesmal sofort baar.“

„Sofort baar? Wofür denn?“

„Natürlich für das Mittagessen, das Sie mir täglich kochen!“

„Wie? Sie wollen bei mir spei- sen?“

„Aber selbstverständlich, das haben wir doch so ausgemacht!“

„Ausgemacht?“ Sie rückte ängstlich von mir fort.

„Aber so lange wir nicht verheira- thet sind ...“

„Verheirathet? — Wir?“

„Nun ja doch! Schreiben Sie mir denn nicht ...“

„Ich heirathen? — Niemand!“ — Sie sprang entsetzt auf. „Mein Herr, was soll diese Komödie! Wofür halten Sie mich?“

„Ich sah sie verduht an. „Aber meine liebe gnädige Frau, so beruhigen Sie sich doch! Da muß ein un- glückseliges Mißverständnis obwalten. Lassen Sie uns doch klar und deutlich aussprechen, was wir beide eigentlich wollen.“

„Ich meinerseits erlieh eine An- nonce, in der ich einen Privatmittags- stisch suchte.“

Sie lachte hell und belustigt auf. „Und ich meldete mich auf eine An- nonce, in der ein wohlsituirter Herr eine Frau sucht.“

„Da haben wir's,“ rief ich zer- stört. „Und ich hatte mich schon so auf die grauen Erbsen und den Kö- nigsberger Fied gefreut. Das wäre so schön, so unsagbar schön gewesen. Und Sie haben mir auch sonst so gut gefallen, so außerordentlich gut.“

Sie sah mich schalkhaft lächelnd von der Seite an. „Liebe sich da nicht vielleicht doch ein Ausweg finden?“ meinte sie zögernd.

„Ein Ausweg? Wie meinen Sie das?“

„Kommen Sie morgen zu Tisch! Wir werden uns kennen lernen. Ich werde Ihnen Ihre Lieblingsgerichte kochen. Sie werden sich an meine Küche gewöhnen — und wer weiß ...“

„Heirathen? Ach bitte — bitte, las- sen Sie mir meine Freiheit ...“

„Ich lasse Ihnen Ihre Freiheit, so lange Sie es selbst wollen.“ Sie streckte mir ihre Hand entgegen. „Ab- gemacht?“

„Abgemacht!“ schlug ich kräftig ein. Langsam, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, trugen wir von der Sie- gesstraße hinab.

Unten am Eingang stand eine Dame in schwarz, häßlich wie die Nacht, überreif an Jahren, eine Nase in ihrer Rechten. Ich erschrak und wendete mich schaudernd ab. „Al- tmächtiger,“ dachte ich, „das war sie also? Der glaube ich's auf's Wort, daß sie nicht mehr heirathet zu wer- den befähigt.“

Am andern Tage stellte ich mich pünktlich bei Frau Meta Talheim ein. Sie empfing mich in ihrer reizend un- gekünstelten Weise und führte mich in ihren kleinen Salon. Die Einrich- tung war nicht vornehm, aber solid und geschmackvoll. Dann wurde das Essen aufgetragen. Es gab eine kräf- tige Bouillon mit jungem Gemüse und Königsberger Klops.

Mein Gesicht strahlte, und ich langte tapfer zu. Es schmeckte mir vorzüglich, und die Unterhaltung mit meinem reizenden vis-a-vis trug nicht wenig dazu bei, mich in eine äußerst behagliche Stimmung zu ber- eiten. Nur schwer konnte ich mich von meiner liebreizenden Wirthin trennen.

Mit großer Ungebuld erwartete ich anderen Tages die Stunde, in welcher es mir vergönnt war, mich zum Mit- tagsstisch einzustellen.

Es gab Sauerampferpuppe und Neulchen mit Sped. Ich schmunzelte vergnügt und entwickelte einen toll- follen Appetit. Meine liebenswürdige Wirthin sah mich lächelnd zu und freute sich, daß es mir schmeckte.

Am dritten Tage kam endlich der er- sehnthe Königsberger Fied. Ich jubelte und häte am liebsten meine Wirthin wonneunken in die Arme geschlossen. Aber ich bezwang mich. „Alexander, bleibe standhaft,“ rief die warnende Stimme in mir. „Lasse dich nicht un- terliegen. Bleibe fest!“ Und ich blieb fest, aber ich ah — ah, daß ...

Doch ich will nicht vorgreifen.

Am vierten Tage übertrafste mich meine Wirthin mit Rinderbraten und grauen Erbsen. Es war tief erschüt- tert durch diese zarte Aufmerksamkeit. Das war mehr, als ein durch ewiges Cineerlei in den Restaurations abge- stumpfter Junggeselle vertrauen kann.

Dieses liebevolle Eingehen auf meine intimsten Wünsche forderte einen Lohn, und gelte es den höchsten, den ich zu vergeben hatte.

Nachdem ich meinen vierten, bis an den Rand mit Erbsen gefüllten Teller verschlungen hatte, fand ich endlich Worte, meinen Dank für die meinen Wünschen so vollkommene entspre- chende Verpflegung auszusprechen.

„Werben Sie immer so tochen?“ fragte ich mit vor Erregung zittern- der Stimme.

„Zimmer? Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, wenn zum Beispiel wir — wir beide einen gemeinsamen Hausstand ...“

„Erbarmen Sie sich! Sie wollen heirathen?“

Schlecht geschlafen.

Ein Reiseabenteurer von Adolp Zehle.

Es ist doch wirklich zu unange- nehme, ja geradezu unheimlich, des Abends so allein im Coupe auf der Eisenbahn zu fahren.

Dieser Gedanke drängte sich Alara heimlich auf, sie bereute es, ihre Reise nicht eher angetreten zu haben. Wie starrte sie nun immer auf die Thür an der anderen Seite des Wagens, als müßte diese sich jeden Augenblick öffnen und ein schredlicher Passagier einsteigen, der ihr nach dem Leben trachtete.

Geradezu gespenstisch aber sahen die weißen Wolken, die der Lokomo- tive entströmten, im bleichen Mond- schein aus. Inbessn kaufte der Schnellzug durch die öde, kahle Ge- gend dahin. Endlich, endlich nahte Alara ihrem Ziele.

Der Zug hatte nur ganz kurzen Aufenthalt auf dem kleinen Bahn- hofe. Alara stieg mit ihrem Hand- gepäck aus und fand bald auch die Kutsche, die sie erwartete.

Der Kutscher begrüßte die elegante Dame höflich. „Der gnädige Herr,“ sagte er, „hat leider nicht selbst kom- men können, er hat verreisen müssen.“

Alara erwiderte einige freundliche Worte und stieg in den Wagen, der sogleich abfuhr. Der Mann, dem sie nun anvertraut war, gefiel ihr nicht, er hatte — so sahen es ihr — etwas Lauernendes, Schleißendes in seinem Wesen.

Unangenehm berührt, brüdete sie sich in eine Ecke des Wagens. Also der gnädige Herr, das heißt der Gatte ihrer noch nicht lange verheiratheten Freundin, hatte verreisen müssen, und sie fuhr nun allein dem Hause zu, wo sie zu Gaste geladen war. Sie hatte schon gehört, daß dort im stattlichen Herrenhause die Gaste ein- und ausgin- gen, aber es kam ihr angefaßt der zwar fruchtbar, aber einförmigen Gegend vor, als könne es hier gar keine Geselligkeit, keine Heiterkeit geben.

Hier und da erschienen düstere Föhnenwälder, oben aber jagten die Wolken vor dem Monde vorüber, der die Gegend mit fahlem Lichte be- schien.

Unheimlich war auch das Schrei- gen des Kutschers. Alara fühlte sich so gepöngelt von der Einsamkeit, daß sie den Mann anredete. Nachdem er ihre Frage, wie weit der Herrenhof noch entfernt sei, beantwortet, fragte sie, was denn der seltsame Stein dort am Wege bedeuete.

„Hier ist einmal Einer erstochen worden,“ erwiderte der Kutscher. „Die Leute sagen, er soll noch manch- mal umgehen.“

Zufammenschauend verstummte Alara. Der Wagen durchfuhr jetzt einen Wald von niederen Fichten, die im fahlen Mondenlichte unheimlich ausfahen. Alaras Phantasie war im höchsten Grade aufgereg, als sie end- lich am Rittergute anlangte. Gleich leeren Augenhöhlen strarrien sie die dunklen Fenster des Herrenhauses an, das von düsternen, im Nachtwinde ge- spenstlich rauschenden Bäumen um- geben war. Der Mann, der sich auf Alaras Brust gelegt, entsand nun in- dessen, als sie von ihrer Freundin an der Thür bewillkommen und in das alterthümliche Wohnzimmer geführt wurde. Inbessn wollte beim Thee die Unterhaltung nicht in Fuß kom- men, denn Sophie, ihre Freundin, konnte ihr nicht verzeihen, daß sie an starken Kopfschmerzen leide. Zudem war es schon spät, und andere Besu- cher, die sonst in dem gastreichen Hause verkehrten, waren nicht zugegen. Alara ließ sich daher bald von Sophie und einem Mädchen nach ihrem Zim- mer geleiten.

Raum hatte sie im Scheine der flackernden Lichter den düsternen Korridor betreten, als sich ihr der schredensvolle Bann wieder auf die Brust legte. Nachdem sie eine mit selbstsamem Schnitzwerk verzierte Treppe hinangestiegen, schritten sie einen gehobten Flur entlang und traten dann in Alaras Zimmer. Es war ein ansehnlicher Raum, ganz dunkel gehalten und mit alterthüm- lichen Möbeln ausgestattet.

Alara wünschte der Freundin gute Besserung und verschloß, nachdem sie vorsichtigerweise unter das Bett und Sopha und in den Schrank geblickt, sorgfältig die Thür.

Das Zimmer, so eigenartig es auch mit seinen schweren, alten Möbeln, seinem dunklen Gefäß anmuthete, bot nichts Verdächtiges, und doch schauderte Alara zusammen, als ein Windstoß einem Klage laut gleichend, an's Fenster drang.

Sie legte sich nieder und löstete das Licht aus. Der Schein des Vollmon- des drang durch die Vorhänge matt herein und tauchte das Zimmer in ein ungewisses Licht.

Alara schloß die Augen, fand aber den Schlaf nicht, vielmehr zwang sie ein ungewisses Etwas, immer wieder in das düstere Grau des Zimmers zu blicken.

Eine alte Standuhr auf dem Kor- ridor hatte schon längst mit nachzit- terndem Tone die zwölfte Stunde verkündet, als Alara noch immer wa- chenden Auges auf den Schlaf harrie.

Da geschah etwas Unerwartetes. Geräuschlos öffnete sich die dem Bette gegenüber liegende Wand, und eine lange, weiße Gestalt erschien. Langsam näherte sich die schredliche Erscheinung dem Bette. Alara lag starr, vor Schreden und Angst ver-

Der Pantoffelhieb.



„Hanni, ich hab' anlässlich meines vierzigjährigen Dienstjubiläum einen Orden bekommen; erlaubst du, daß ich ihn annehme und trage?“

mochte sie keinen Laut auszustößen. Plötzlich ergriff die weiße Gestalt die Bettdecke, riß sie an sich und ver- schwand mit geisterhaft leisem Schritt.

In starrem Schreden lag Alara da und es dauerte lange, ehe sie nur eine Bewegung zu machen wagte. An Schlaf war nicht zu denken, und mit neuer Hoffnung begrüßte das junge Mädchen nach langen Stunden den Tag, erst dann fand sie einige Stun- den Schlaf.

Müde, hohlaugig, bleich erhob sie sich am Morgen und begab sich ins Speisezimmer. Hier wurde sie von ihrer Freundin, die sich wieder wof- fühlte, begrüßt und mit einigen Ver- wänden, die ebenfalls Gäste des Hauses waren, bekannt gemacht.

Auf Sophiens Frage, wie sie ge- schlossen habe, erwiderte Alara: „Leid- der nicht gut!“, worauf ein älterer Herr, ein Onkel der Hausfrau, be- merkte: „Wie schade! Inbessn wäre es mir beinahe ebenso gegangen. Ich fror die Nacht ganz erbärmlich und konnte daher nicht einschlafen. Mög- lichst fiel mir ein, daß das Zimmer neben mir unbesetzt sei; ich ging also hinüber, gleich durch die Tapeten- thür, und holte mir noch eine Bett- decke, und dann,“ fügte der Onkel hinzu, indem er seine lange, bagere Gestalt behaglich reckte — „dann schlief ich wie ein König!“

Zwei Männer, die dieselbe Schwei- fter haben, ohne deshalb in irgend einem Grade verwandt zu sein, das ist sicher interessant genug, um mitthei- lert zu werden. Es handelt sich um die bekannten französischen Schrift- steller Eugène Sue und Ernest Legou- ve, deren Familienverhältnisse von Herrn Vallery — Radot im „Gil Blas“ also geschildert werden: In der letzten Periode des 18. Jahrhun- derts lebte in Paris eine Familie Sauban. Eine der Töchter Adele Sauban (dieselbe, der Bergniard, be- vor er hingerichtet wurde, als letztes Anbenten seine Uhr überlieferte), be- irathete einen berühmten Arzt Jean Josef Sue. Sie hatten eine Tochter, Flore Sue, die 1799 geboren wurde. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als die Ehegeschichten an der Tages- ordnung waren, lieb der Doktor Sue seine erste Ehe auflösen. Aus einer zweiten Ehe mit Fräulein de Rilly hatte er 1804 einen Sohn: Eugène Sue (die erste blieb auch nicht einfach. Sie heirathete Gabriel Le- gouve, den Verfasser des ihr gewid- meten Gedichts „Le Merite des Fem- mes“). Dieser Ehe entsamte der 1807 geborene Ernest Legouve. Eugène Sue war also von Vaters Seite her der Bruder von Flore Sue, und Ernest Legouve war von der Seite seiner Mutter her der Bruder dersel- ben Flore Sue. Aber Eugène Sue und Ernest Legouve waren mit ein- ander gar nicht verwandt.

„Morgen hat die Tochter meines Chefs Geburtstag!“

„Welche denn von den dreien?“

„Ich glaube, die Alma ist an der Reihe; seit sie nämlich in die Dreißiger gekommen sind, wechseln sie sich jedes Jahr ab!“

„Zu spät! Zu spät! lachte ich die Stimme meines Gewissens zu beru- higen.“

„Morgen hat die Tochter meines Chefs Geburtstag!“

„Welche denn von den dreien?“

„Ich glaube, die Alma ist an der Reihe; seit sie nämlich in die Dreißiger gekommen sind, wechseln sie sich jedes Jahr ab!“

„Zu spät! Zu spät! lachte ich die Stimme meines Gewissens zu beru- higen.“

„Morgen hat die Tochter meines Chefs Geburtstag!“

„Welche denn von den dreien?“

„Ich glaube, die Alma ist an der Reihe; seit sie nämlich in die Dreißiger gekommen sind, wechseln sie sich jedes Jahr ab!“

„Zu spät! Zu spät! lachte ich die Stimme meines Gewissens zu beru- higen.“

„Morgen hat die Tochter meines Chefs Geburtstag!“

„Welche denn von den dreien?“

„Ich glaube, die Alma ist an der Reihe; seit sie nämlich in die Dreißiger gekommen sind, wechseln sie sich jedes Jahr ab!“

„Zu spät! Zu spät! lachte ich die Stimme meines Gewissens zu beru- higen.“

„Morgen hat die Tochter meines Chefs Geburtstag!“

„Welche denn von den dreien?“

„Ich glaube, die Alma ist an der Reihe; seit sie nämlich in die Dreißiger gekommen sind, wechseln sie sich jedes Jahr ab!“

„Zu spät! Zu spät! lachte ich die Stimme meines Gewissens zu beru- higen.“

„Morgen hat die Tochter meines Chefs Geburtstag!“